

## KIRCHENVÄTER DER MODERNE?

### *Wider die Instrumentalisierung von Literatur zu homiletischen Zwecken*

Es sind zwei gottesdienstliche und einige alltägliche Erfahrungen der letzten beiden Jahre, die mich dazu veranlassen, diesen Artikel zu schreiben. Schon jetzt, wo ich beginne, fürchte ich, daß er irgendwie ungerecht sein wird. Trotzdem! Die «geneigten Leser», wie man früher sagte, werden gebeten, meine Ausführungen zu relativieren. Ich bin aber überzeugt, daß ich mit meinen Erfahrungen und mit meiner Reaktion nicht allein dastehe.

Wir kennen das ja alle: Man schaltet morgens kurz vor sieben das Radiogerät ein, weil man beim Frühstück die Nachrichten hören will. Da kommt dann aber erst noch das «Wort zum Tag», das früher einmal «Das Wort zum Tage» und noch früher «Das geistliche Wort» hieß. Und in mindestens einem von zehn Fällen beginnt das so: «Es gibt eine schöne Geschichte von Max Frisch ...». Oder so: «Bertolt Brecht, der wahrlich kein Freund der Religion und des christlichen Glaubens war, hat in seinem Werk ...». Wahrlich, ich habe das so oft gehört, daß ich mir schon überlegt habe, ob es nicht an der Zeit sei, an zuständiger Stelle vorzuschlagen, daß diese und einige andere Dichter, die fast täglich irgendwo homiletisch bemüht oder ausgebeutet werden, zu Kirchenlehrern zu erheben. Sankt Max! Und der heilige Bert! Das wär doch was!

Man möge nun aber nicht annehmen, daß ich ein Feind der schönen Literatur sei. Das Gegenteil ist der Fall! Ich habe einen Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte inne, und Brecht zählt für mich selbstverständlich zu den großen Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber ich will in Predigten und geistlichen Tagesworten nicht viel von ihm hören. Weil – frei nach St. Bertolt – das Reden über seinesgleichen ein Schweigen über so viel anderes einschließt, nicht zuletzt über das Evangelium.

In einem jener beiden Gottesdienste, die mich vollends zu diesem Schreiben antrieben, war das Evangelium «nach Johannes», 20,19ff.: Jesus erscheint kurz nach der Auferstehung seinen Jüngern, haucht sie an und

sagt zu ihnen: «Empfanget den Heiligen Geist!» Und unvermittelt anschließend: «Deren Sünden ihr nachlasset, denen sind sie nachgelassen; deren Sünden ihr behaltet, denen sind sie behalten.» Dieser Vers (20,23) hat mich damals angesprochen und nachdenklich gemacht. Die Jünger werden in einem prominenten Augenblick und unmittelbar nach der Spendung des Heiligen Geistes mit einer eigentlich ungeheuerlichen Macht ausgestattet: Sie dürfen andere Menschen von ihren Sünden befreien oder nicht befreien. Das erhöht nicht nur die Bedeutung der Jünger und ihrer Nachfolger, der prominente Augenblick der Übertragung dieser Macht erhöht auch die Bedeutung der Sündenvergebung. Warum aber ist das so wichtig, daß Sünden nicht etwa nur stillschweigend bereut, sondern durch berufene Menschen vergeben werden? Das hätte mich interessiert, aber der Zelebrant hatte anderes zu sagen. Er begann die Predigt ungefähr mit den Worten: «Von dem amerikanischen Dramatiker Tennessee Williams gibt es ein Stück mit dem Titel «Die Katze auf dem heißen Blechdach». Viele von Ihnen werden es schon im Theater oder im Kino in der wunderbaren Verfilmung mit Elizabeth Taylor und Paul Newman gesehen haben, und Sie erinnern sich, daß es in diesem Film darum geht, daß ...». Wenn ich es recht in Erinnerung habe, kam der Prediger dann zu dem Befund, daß das Böse an dieser Geschichte nicht die Sexualität, sondern die darin sich äußernde Machtgier sei. Dies reflektierte er dann mit Hilfe eines einschlägigen Aphorismus von Nietzsche, und am Schluß kam er auf Tolkiens Erzählung «Der Herr der Ringe». Wie das zusammenhing, ist mir entfallen. Ich war innerlich mit Johannes 20,21 beschäftigt (und bin es bis heute), aber darüber schwieg mein Prediger hartnäckig.

Einige Monate später war – an einem andern Ort – das Evangelium «nach Matthäus» 20,1-16: Das Gleichnis vom dem Weinbergbesitzer, der am Abend allen Arbeitern den gleichen Lohn geben läßt, obwohl die zuerst angeheuerten zwölf und die zuletzt angeheuerten nur eine Stunde gearbeitet haben. Es ist ein schönes und geheimnisvolles Gleichnis. Seit Kindheitstagen hat man es

im Ohr, nicht nur weil es so eingängig erzählt ist, sondern auch weil es so viel Anlaß gibt, über Lebensansprüche und Gerechtigkeit nachzudenken. Aber dem Zelebranten, einem gebildeten Mann, der zudem wußte, daß er vor gebildeten Meßbesuchern sprach, war das keinen Gedanken und kein Wort wert. Er begann seine Predigt mit der Feststellung, daß ein gewisser polnischer Philosoph, «der polnische Habermas», jüngst dies und jenes gesagt habe, was aus christlicher Sicht bedenkenswert sei, aber doch nicht als der Weisheit letzter Schluß stehen bleiben müsse. Gerne würde ich den Namen dieses neuesten Kirchenlehrers nennen, aber ich vernahm nur ein Cluster aus Explosiv- und Zischlauten, «Prtschwschwski» oder so ähnlich. Ich fragte meinen rechten Nachbarn, einen renommierten Historiker, nach dem Namen; er kannte ihn nicht und hatte ihn auch nicht verstanden. Ich fragte meinen linken Nachbarn, einen angesehenen Romanisten, nach dem Namen; er kannte ihn auch nicht und hatte ihn ebenso wenig verstanden. Darüber wurde es mir dann egal, was jener «polnische Habermas» gesagt hatte; ich schaltete mein Gehör ab und vergewaltigte mir Matthäus 20,1-16 mit seiner ungeheuerlichen und wunderbaren Schlußsequenz: «Nimm, was dein ist», sagt der Herr da zu einem Arbeiter der ersten Stunde, der sich über die großzügige Gleichbehandlung beklagt, «und geh; ich will aber auch diesem Letzten geben wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, mit dem Meinen zu tun, was ich will? Oder ist dein Auge böse, weil ich gut bin? So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.»

Woher kommt dieses Interesse an Schriftstellern und Philosophen, die dem christlichen Glauben ablehnend oder kritisch gegenüberstehen? Wahrscheinlich denken die guten Prediger: Da werden die modernen Zweifel an der Dignität der Religion und die modernen Widerstände gegen den Glauben am eindringlichsten formuliert, und wenn es mir gelingt, diese zu entkräften, dann wird meine Predigt aktuelle Überzeugungskraft haben. Und natürlich gelingt die Entkräftigung. Ich habe noch keine Predigt erlebt, in der Brecht mit seinen klassenkämpferischen Vorwürfen oder

Nietzsche mit seiner nihilistischen Verzweiflung recht behalten hätte. Ein Prediger, der dies in seinen vorbereitenden Gedanken zuliebe, dürfte ja gar nicht mehr ans Mikrofon treten. Und es ist ja auch keine große Kunst: Dem «credo quia absurdum» ist mit keinem vernünftigen Einwand beizukommen. Es sind Scheingefechte, bei denen am Ende in jedem Fall die Möglichkeit und Seligkeit des Glaubens beschworen werden. Etwas Unehrlisches ist daran. Und was genau so schlimm ist: eine Verachtung des Evangeliums, das wie eine Formalie behandelt wird: verlesen, abgehakt und beschwiegen. Und letzteres gilt für so vieles, was Gegenstand von Predigten sein könnte oder sein sollte: die Liturgie; der Kirchenraum mit seiner Ikonographie; die Heiligenleben. Und man sage nicht, daß man damit den Kontakt zur modernen Welt und zum modernen Leben verlieren würde. Wenn aus all dem nichts für das moderne Leben abzuleiten wäre, dann freilich wäre es um die Religion und den Glauben schlecht bestellt.

*Helmuth Kiesel, Heidelberg*